

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 14. — Sonntag, den 30. März 1930.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Die Syrauer Tropfsteinhöhle.



Die Tropfsteinhöhle in Syrau bei Plauen.

Die Entdeckung einer wundervollen Tropfsteinhöhle in Syrau bei Plauen ist geologisch von großer Bedeutung, da bisher im Freistaat Sachsen noch keine derartige Höhle erschlossen werden konnte. Der Ort Syrau liegt eine Wegstunde westlich von der weltbekannten Spitzen- und Gardinenstadt Plauen entfernt und ist leicht mit der Bahn (Linie Leipzig—Reichenbach—Plauen—Hof) zu erreichen, außerdem liegt der Zugang zu der Höhle in nächster Nähe des vogtländischen Flughafens der Luftansa. Ein hoher Wasserturm kennzeichnet dem Besucher schon von weitem die Eingangsstelle zu dem neuen Naturwunder des Vogtlandes. Man gelangt an einen Steinbruch, wo oberdevonischer Kalk gebrochen und zur Verwendung als Straßenschotter zerkleinert wird. Bei diesen Arbeiten stieß man auf eine Spalte; der Reil, den man zur Arbeit benutzte, fiel in die Tiefe hinab. Um ihn wieder heraufzuholen, stieg eines Abends der Sohn des Vorarbeiters Undeutsch durch die inzwischen erweiterte Spalte hinab, die in 15 Meter Tiefe zu einem System

von Gängen, Höhlen, Schluchten und Hallen sich vervielfältigt. Wie in den vielbesuchten Tropfsteinhöhlen in der Fränkischen Schweiz, im Harz, in Westfalen und in Thüringen (Marienhöhle bei Tabarz) sind auch hier die Hallenwände und Decken mit märchenhaft prächtigem Tropfsteinschmuck bedeckt; es ist das Wunderwerk des durch die Berge sickenden Wassers, das kohlensäurebeladen den Kalk auflöst und ihn beim Abtropfen in den Höhlen wieder ausscheidet. Es entsteht dabei an der Decke zunächst ein feiner Ring aus Kalk, späterhin ein glasdünnes Röhrchen, das sich bei einer Länge von 15 Zentimeter schließt. Es verdickt sich darauf der Deckenzapfen (Stalaktit) und wird im Laufe von Jahrtausenden zu einem Zapfen, einer Säule, einem alabasträhnlichen Schachtel-

halm, während vom Boden aus gleichzeitig die Stalagmiten entgegenwachsen. In der Syrauer Höhle scheidet das von der Decke herabrieselnde Wasser noch kelt ab, es ist daher wohl möglich, daß die Tropfsteine noch wachsen, vielleicht kann man sogar nach einer hinreichend langen Zeit durch Messungen das Wachstum der Decken- und Bodenzapfen feststellen. Es sei hierbei an die Höhlen der Fränkischen Schweiz erinnert, wo sich an den Drähten der Lichtleitung seit 5 Jahren zahllose Tropfsteine von 5 bis 12 Zentimeter Länge bildeten, allerdings nur in Form von ganz dünnen Tropfsteinfäden. Nach dem Urteil des Berliner Geologen Joh. Walther bilden sich in Trockenzeiten die Tropfsteine rascher, als in nassen Klimaperioden. Bei dem Einstieg in die Syrauer Höhle geht es zunächst etwa 15 Meter über Blöcke und Geröll steil hinab; der lockere glitschige Höhlenlehm am Boden gibt keinen festen Halt. Aber zum Unterschied von anderen Tropfsteinhöhlen kann man in der Syrauer Grotte aufrecht gehen, die Deckengewölbe sind etwa 8 bis 10 Meter hoch;

Tropfsteinhöhle Syrau.

7:600.

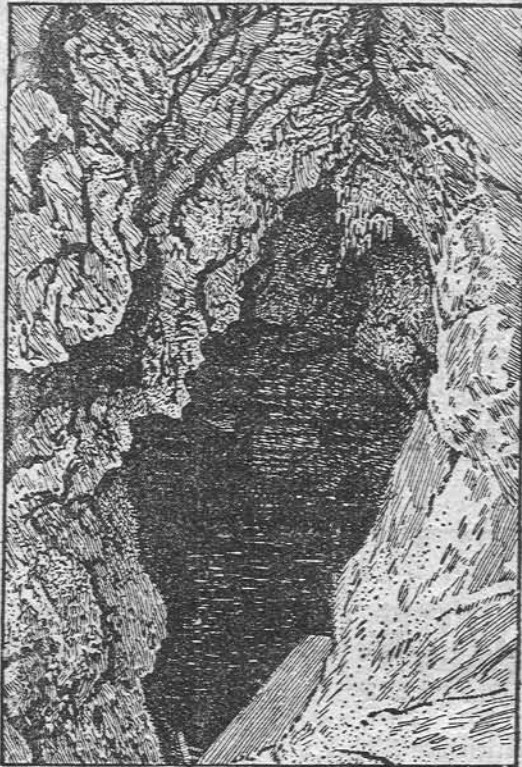
1. Elefantenoßr. 2. Gardine.
 3. Kanzel. 4. Kristallüberzug.
 5. Felskamm. 6. Gletscher.
- ... Bodenzapfen.



von Gängen, Höhlen, Schluchten und Hallen sich vervielfältigt. Wie in den vielbesuchten Tropfsteinhöhlen in der Fränkischen Schweiz, im Harz, in Westfalen und in Thüringen (Marienhöhle bei Tabarz) sind auch hier die Hallenwände und Decken mit märchenhaft prächtigem Tropfsteinschmuck bedeckt; es ist das Wunderwerk des durch die Berge sickenden Wassers, das kohlensäurebeladen den Kalk auflöst und ihn beim Abtropfen in den Höhlen wieder ausscheidet. Es entsteht dabei an der Decke zunächst ein feiner Ring aus Kalk, späterhin ein glasdünnes Röhrchen, das sich bei einer Länge von 15 Zentimeter schließt. Es verdickt sich darauf der Deckenzapfen (Stalaktit) und wird im Laufe von Jahrtausenden zu einem Zapfen, einer Säule, einem alabasträhnlichen Schachtel-

halm, während vom Boden aus gleichzeitig die Stalagmiten entgegenwachsen. Schon erblickt man in der vorausliegenden Halle die wasserfallartigen Kristallüberzüge an den Wänden und Felsstücken zur rechten und linken Hand. Von Zeit zu Zeit spürt man einen Tropfen von dem herabfallenden Sickerwasser. In der nächsten Seitenhalle bemerkt man größtes Einzelgebilde, darunter das etwa 40 Zentimeter frei herabhängende „Elefantenoßr“. Weiter geht die Wanderung an der „Syrauer Kanzel“ und an der „Orgel“ vorüber, man steigt über große und kleine Blöcke. Da blüht im Schein der Lampen das klare Wasser des 40 Meter langen Sees auf, eine Leiter führt zum See hinab, der Führer besteigt das Floß und rudert sich vorwärts, bestrahlt dabei mit

seiner Lampe die von der Decke herableuchtenden schneeweißen Tropfsteinmassen und gelangt dann an die Stelle, wo ein mächtiger Felsblock überklettert werden muß, wenn man die nächste Halle beschauen will. Neue Wunder öffnen sich dem Beschauer; Kristallgebilde in schwarzer Färbung von ein



Der große See

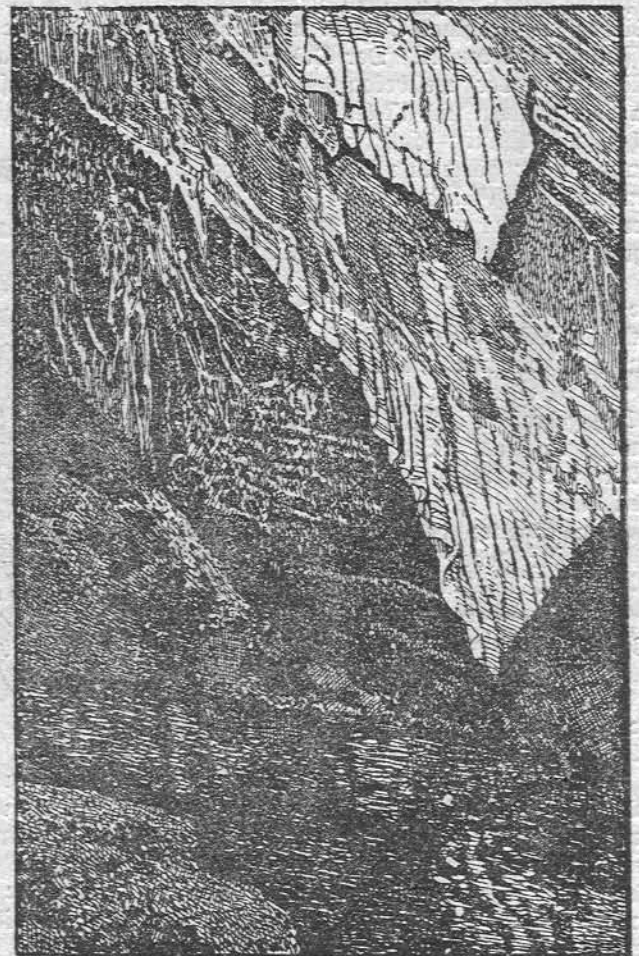
bis eineinhalb Meter Länge sind hier vorhanden. Das Sickerwasser läuft an einer gewissen Stelle wahrscheinlich über größere Lager von verrotten und vermoorten Pflanzen und bringt von dort etwas Mangan-Eisen mit in das Innere der Höhle, woraus sich die schwarze Färbung der Kristalle erklärt. Jetzt beginnt das Auge die Färbung der anderen Tropfsteine genauer zu prüfen und zu beobachten, und nun bemerkt man auch die zarte gelbliche, rote und grüne Tönung der Kristallgebilde, wie sie z. B. in den Saalfelder Grotten so bezaubernd sich geltend macht. Ganz besonders kontrastreich wirken in dieser Beziehung mehrere aus dem Boden hervorgewachsene Stalagmiten, die in Form von 15-Zentimeter-Granaten eine Höhe von 35 und 50 Zentimeter erreichen; an ihrer Außenseite sind sie unscheinbar schokoladenbraun wie der Lehm gefärbt. Der aufmerksame Beobachter bemerkt an der Spitze dieser Gebilde eine napfartige Vertiefung, das sogenannte Tropfloch, das wie Elfenbein oder Porzellan in blauweißer Färbung erstrahlt. Neben der Syrauer Kanzel, einem ganzen Gletscher von schneeweißen Kristallen, wird als schönste und feinste Tropfsteinbildung allseitig die „Gardine“, eine filigranartige Draperie von tausend und abertausend feinen Kalksteinröhrchen anerkannt. Unter der Wirkung des elektrischen Lichtes bemerkt man, daß die „Gardine“ durchscheinend ist, auch erkennt man darin von oben nach unten verlaufende feine schwarze Vinten. Unter den zahlreichen Höhlen Deutschlands besitzt nur die Althöhle in Westfalen, 1907 entdeckt, ähnliche Gebilde wie die hier beschriebene „Gardine“ der Syrauer Höhle.

Der große See der Syrauer Höhle, 40 Meter lang und über 5 Meter tief, übt durch gewisse Beleuchtungseffekte einen starken Eindruck auf den Besucher aus; es gibt ganz wenige Höhlen von ähnlicher Beschaffenheit, die einen derartigen unterirdischen See aufweisen können. Ueberdies verändert der See seinen Wasserstand nach den bisherigen Messungen um 20 bis 53 Zentimeter, je nach dem Steigen und Sinken des Grundwasserstromes. Das Wasser des Sees ist vollkommen klar und enthält weder tierische Lebewesen, noch pflanzliche Organismen. Der Sächsischer Heimatschutz ließ den

großen See in besonders wirksamer Beleuchtung photographieren. Bergrat Bachmann von der Freiburger Bergakademie untersuchte die Höhle auf ihre Ausbaufähigkeit; die Einwohnerschaft von Syrau zeichnete freiwillig einen Grundstock zum Ausbau von rund 20 000 Mark, so daß die Höhlent Kommission unter ihrem Obmann Rud. Schimmel-Syrau die elektrische Lichtanlage beschaffen und einen zweiten Eingang zur Höhle erschließen konnte.

In der Chronik von Syrau, die bis auf das Jahr 1638 zurückgeht, findet sich die überraschende Notiz, daß bereits 1843 der Ort Syrau durch seine Tropfsteine bekannt war; der Kalkstock endete damals weit westlich mit einer überdachten Schlucht, aus welcher die Mineraliensammler von den Kindern Tropfsteine holen ließen. Man konnte aber damals nicht ins Innere vordringen, da diese Schlucht mit Wasser erfüllt war.

An tierischen Resten fand man bisher in der Syrauer Höhle einige Knochen vom Rentier, ferner einen kleinen Stoßzahn, der leider bei der Bergung in Stücke zerbrach, da er schon sehr mürbe war, dazu einen Schädel mit Skelettresten; diese Funde sollten von Prof. Dr. R. Wanderer in Dresden bestimmt werden, da im Zwinger-Museum hinreichend Vergleichsmaterial vorhanden ist. Aus diesen Tierfunden schließt man, daß die Höhle zur Eiszeit von irgendeiner Seite her für die Tiere zugänglich gewesen sein muß. Daß für den Menschen der Eiszeit die Höhle einen starken Anziehungspunkt bildete, beweist die Tatsache, daß schon vor drei Jahren ganz in der Nähe der Höhle eine Herdstelle mit Holzkohle entdeckt werden konnte; rechnet man dazu, daß seit 1922 in der näheren und weiteren Umgebung der Höhle der gesamte Werkzeugbestand des eiszeitlichen Rentierjägers in Form von Feuersteinschabern usw. zutage trat, so darf man jetzt schon



Die Gardinen

sagen, daß vor etwa 60 000 Jahren die Syrauer Höhle und ihre Umgebung — ähnlich wie die Lindenthaler Hyänenhöhle und die Kalkklippe von Untermarggrün bei Delsitz — ein hervorragendes Siedlungsgebiet des eiszeitlichen Menschen darstellte.

Nooch'n Feierohnd



De Kranz'lpartie.

Von Laura Herberger, Buchholz.
(Nachdruck verboten.)

„Na, Ihr Weib'n, wie wärds däh nu mit unnern Ausflug! Do hob'n mr nu schüh e Lang's un e Brat's drüber gered't, obr zu änn Ziel sei mr nett kumme,“ saht de Reinelt-Linna zu ihr'n Kranz'lschwast'r'n, die alle Dinsting (Dienstag) zammfame.

„Do woll'n mrsch nār geleich heit ausmach'n,“ mahret de Drachs'l'r-Fanny: „Seid 'r eiv'rschand'n, doß mr unnre Partie ne Montig wagmach'n, dos haßt, wenn's Watt'r schüh is?“

De Tenn'rt-Rosa saht dodrauf: „Nu, ne Montig will iech freilich gerod meine Beer' ei'lochen, do muß iech mich ab'n früh racht drzuhalt'n.“

Die annern Kranz'lschwast'r'n war'n alle ei'vrschand'n un fu blieb's drbei. Se freiet'n sich alle, emohl ausflieg'n ze könne.

Se woll't'n obr ne ganz'n Noochmittig zu ihrer Partie v'rwend'n, erscht woll't'n se e Schtund mit'n Autoomnibus fahr'n, un die übrige Schtreck sollt geloff'n war'n.

„Wenn mr ah erscht im Zahne ehamm kumme,“ mahret de Lipp'rt-Emilie, „do mög'n unn're Mann'r ah emohl wiß'n, wie's is, wänn de Fraa nett drhamm is! Uebrigens, wos ze off'n find' mein'r schüh.“

„Also ne Montig, geleich nooch'n Mittigass'n ward aufgebrosch'n, wenn dr Himmel hall is. Drwag'n well'n mr obr nār de Reg'n'schirm mietnamme; dänn ike kimmt geschwind emohl äh Gewitt'r,“ saht de Drachs'l'r-Fanny. —

Un zr beschtimmt'n Zeit wur lusgeschiefelt; denn die Sonn' lachet vun Himmel, wie se nett schöner lach'n konnt. Bis zur Autohalteschtell hatt'n se 20 Minut'n ze laaf'n; wie se uhgefah'r noch e fünf Minut'n drou entsarnt war'n, ruffet de Lucas-Auguste ganz aufgeregt: „Ach, iech hoo doch männ Reg'n'schirm v'rgass'n, un hatt' ne mir ah noch vorne bei dr Tir hiegeschtemmt! Ohne Schirm gieht's nett, do borg iech mr ab'n änn hinne in dann Kaufmannslad'l, die kenne mieh.“

Die Zeit in Lad'l war'n garn gefällig, weil die Auguste ah öftrich wos dort laaset.

Se kame gerod zerracht zum Ei'schteig'n un mit dr greß't'n Heit'rkeit ging's ihr'n Ziel zu.

Wie se ausgeschlieg'n war'n, ibrleget'n se, eb se de Fahr'schtroß oder de Faldweg giehe wollt'n; obr mitt'n in ihrer Beroting tat de Lucas-Auguste änn richting Schrei: „Inu Ihr Weib'n, ike hoo iech dann geborg't'n Schirm in Omnibus schtemme loss'n, wos gab iech nār ah!“

Die ann'r'n broch'n zearscht in e schall'nds Geläch'r aus, nochert obr saht de Drachs'l'r-Fanny, se sellt nār geleich nei ins Wirtshaus giehe (wuh dr Omnibus gehalt'n hat) un sellt telephonier'n, doß dr Chaffär ne Reg'n'schirm in dr nächst'n Halteschtell' ohgab'n sellt.

Do rennet de Auguste ze gelesing Füßen (schnell) nei ins Wirtshaus. Dann ann'r'n Weib'r'n dauret obr das Wart'n ze lang; (jednfalls konnt'n se ne Abschlus' nett geleich krieg'n) un do de Sonn' esu schüh hääß schien, seket'n se sich drweile an Schtroß'nrand. Obr kaum war'n se e paar Minut'n gefass'n, do schpringt de Tenn'rt-Rosa esu geschwind in dr Höß', als wenn se e Wurm gebiß'n hätt' un fogt ganz ängstlich: „Inu du Gruk'machtigs! Ich hoo v'rgass'n 's Gas auszudrehen;

iech hatt's bänn leht'n Beertopp ewing zeridgedreht, daß 'r sollt langsam loch'n un hoo's v'rgass'n, ganz auszudrehen, wie iech fort bie gange. Ike will iech nār geleich an dr Zimm'r-nachbarn telephonier'n, dar hoo iech ne Schlüss'l gab'n, daß se mir heit ohmd emohl in dr Küch' e bissel Feu'r macht, domit's gemütslich is, wänn mei Maa aus'n Geschäft kimmt.“ Un nu rennet se geschwind nei ins Wirtshaus, im ah ze telephonier'n.

Die ann'r'n Kranz'lschwast'r'n woll't'n sich bal' fug'ln vir Lad'n. Unn'rdeß'n kam de Lucas-Auguste wieder raus un saht ganz klaalaut: „Denkt nār, bei dr nächst'n Station war dr Chaffär ah schüh wied'r fort un nu muß iech an de ibrnächste telephonier'n, daß 'r ne Schirm dort oogab'n sollt. Mir is dr ganze Schpaß v'rdorb'n, wänn dar Schirm wag is!“

Dodrauf mahnet de Lipp'rt-Emilie: „Nu, de Hauptsach is, doß bis dohie kah Reg'n kimmt!“

Wie se lang genug gewart't hatt'n, do kam ah de Tenn'rt-Rosa wieder aus'n Wirtshaus un saht mit freidig'r Miene: „Weil mrsch nār eigefall'n is, de Zimm'r-nachbarn hoot geleich noochgesahe un hoot's ohgedreht! Na, dos wir e schüs Gräup'l-watt'r heit ohmd gab'n hob'n, wänn mei Maa dos wüßt! 'r is finst gut, iech kännt ne im Fing'r wiß'ln, obr nār in ahn'r Sach' v'rschieht 'r känn Späß; wänn namlich die gruß'n Gasrachninge komme; iech ka's obr ah nett gut ann'rsch mach'n; bei Toog komm' iech nett drzu; wos ze las'n un bei mein'r Schneiderei muß iech de Modezeitung halt'n, nochert halt iech noch ne Nachb'r un ne Naturarzt un wos in dr Toogeszeitung schtieht, dos möcht mr doch ah garn wiß'n. Mei Maa kimmt an fünf Tog'n in dr Woch' arscht im zwölfe ehamm; an vier Tog'n hoot 'r seine V'rein': Regelklub, Pfeif'nklub, Gesang-v'rein un Stenograph'nv'rein, un ne Sonntig bläb't 'r ah nett drhamm. Do las iech ab'n bis im else; do is kah Wunn'r, wänn lange Gasrachning fartig war'n.“ — Bei dr Unn'rhaltung war'n die Weib'r langsam weitt'r gewann'rt.

Obr 's dauret nett lang, imzug sich dr Himmel un do de ibrnächste Omnibushalteschtell gute dreiviertel Schtund entsarnt war, kame se wirklich noch in änn Reg'nguß. Inu hoht sich de Auguste geargert, doß se ihr'n Schirm hat schtemme loss'n!

De Lipp'rt-Emilie hatt' änn ziemlich brat'n Schirm un ließ de Auguste miet drunner trat'n, obr dar schüzet se nār off ahn'r Seit'.

Endlich hatt'n se de Halteschtell' drreicht un zr Auguste ihrer gruß'n Freid war dr Schirm do! Nu ließ'n se sich änn lichtig schtar'n Kaffee loch'n un bal' war de gute Laune wied'r hargeschietelt.

Dr Himmel hallet sich bal' wied'r auf un se kumt'n ah ihr Ziel noch drreich'n. Ja, se war'n esu gar schüh im neine ohmst wied'r drhamm. Se hob'n obr noch e mannichsmol gelacht ib'r die „gutgelungene“ Kranz'lpartie.

Reisigraach.

De Sunn gieht goldig hinnern Bary ze Ruh,
's Vögele macht in Wald sänn Schnobel zu,
Dort in dr Wühl in Tol, do ruht de Saag — —
Un übern Dörfel zieht dr blaue Reisigraach. —

Geeds Menschenkind mah hob'n an Ohmd sei Ruh,
Dr müde Bauer gieht sänn Heisel zu,
Dort 's Bachel lääst su schläffrig seine Waag — —
Un übern Dächern zieht dr blaue Reisigraach. —

Geeds Kind, dos läßt geschwind sei Spielzeug lieg'n
Un tut ehamm ze seiner Mutter flieg'n,
In Ufen kocht sei Süppel warm un waach — —
Denn — durch de Eß' do quirt dr blaue Reisigraach. —

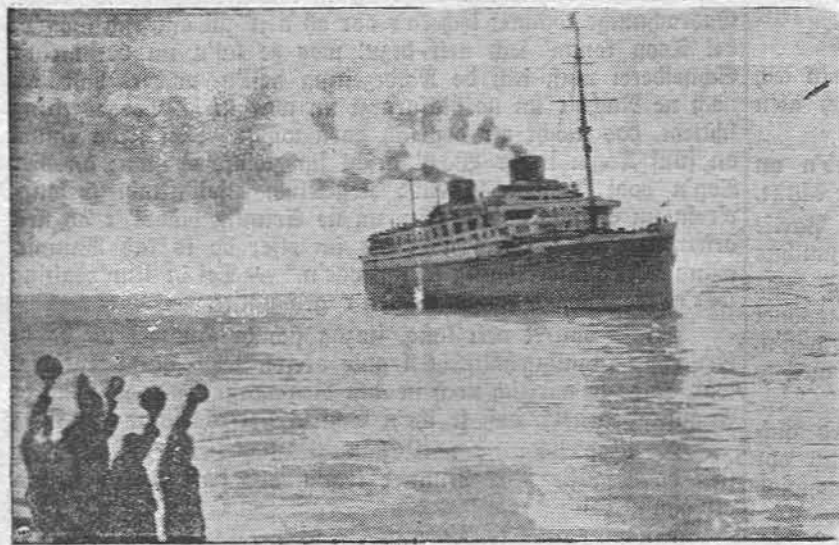
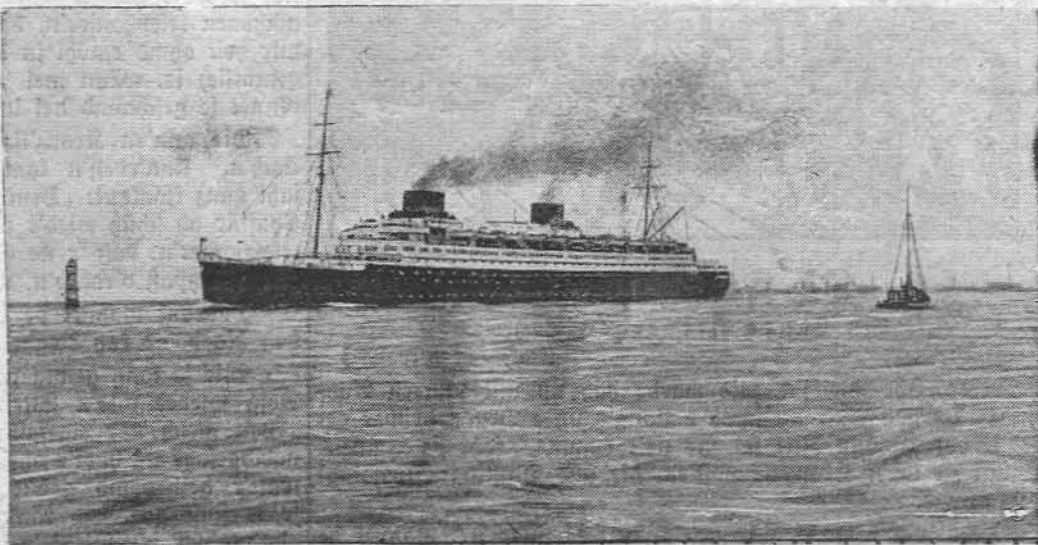
Gibs off dr Walt ah oft viel Sorg'n, viel Müh,
An Ohmd do is änn manning sei un ichie,
Dr Vater raacht sei Pfeisel off de Naag — —
In Stübel drinne — riechts wie lauter Reisigraach.

C. Rambach Schwarzenberg.

Bilder aus aller Welt.

Bilder von der ersten Ausreise der „Europa“.

Die Augen Deutschlands sind auf die erste Ozeanüberquerung seines neuesten und größten Handelsschiffes gerichtet. Unser nebenstehendes Bild zeigt die „Europa“ vor der Wesermündung nahe dem Hohenweg-Leuchtturm einen kleinen Kutter passierend. Das Bildtelegramm in der Mitte links zeigt die Ankunft des Ozeanriesen vor der englischen Küste, wo er nach gut verlaufener Fahrt seine erste Etappe, den englischen Hafen Southampton, angelaufen hatte.



Einst Freund — jetzt Feind.

General Tschang und General Yen.

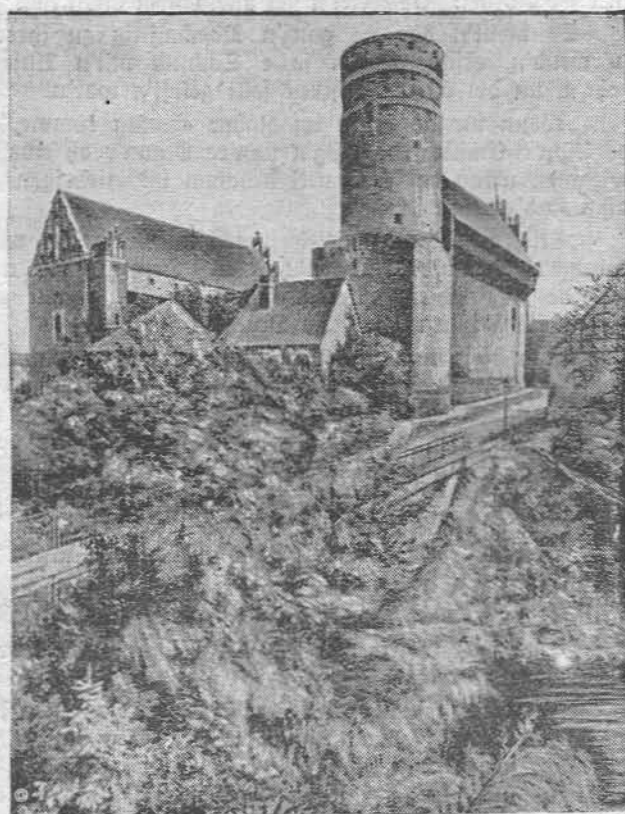
Der chinesische General Yenjschan hat gemeinsam mit Fong in Peking eine Gegenregierung gebildet, die sämtliche Behörden der Zentral-



regierung in Nanking schließen und durch eigene Beamte ersetzen ließ. Die Pekingische Gegenregierung hat an General Tschang-taische ein Ultimatum gerichtet, in dem seine Abdankung gefordert wird. Tschang-taische hat daraufhin in seiner Eigenschaft als Präsident der chinesischen Republik die Mobilisierung aller Truppen gegen die Pekingische Regierung angeordnet, deren Leitung er selbst übernimmt. Die beiden rebellierenden Generale wurden als vogelfrei erklärt. Unser Bild zeigt die beiden feindlichen Generale nach einer früheren gemeinsamen Besprechung im „Hotel von Peking“ (Yenjschan links).

Zu Ostpreußens großer 700-Jahrfeier.

Vor 700 Jahren (1230) begannen die Deutschordensritter die Provinzen jenseits der Weichsel zu erobern, überall feste Burgen (die bekannteste ist die Marienburg) anzulegen und damit den Grundstein zum spä-



teren Staat Preußen zu legen. Dieses Ereignis wird im Sommer in ganz Ostpreußen gefeiert werden. Noch heute stehen viele der alten Truhburgen des Ordens im Osten, von denen wir eine der hervorragendsten im Bilde bringen: Die Deutschordensburg zu Allenstein, eine der ersterbauten Ostpreußens.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 14. — Sonntag, den 30. März 1930.

Bilder aus aller Welt



Vorbereitung für Ostern.

Alle die süßen Häschen und Eier, eben frisch fertig geworden, zum Hineinbeißen anzuschauen, machen nun ihren Weg in die Geschäfte, um später den tausend Gekerkmäulern eine Osterfreude zu bereiten.

Die Eröffnungssitzung der internationalen Rechtsangleichungskonferenz im Haag.

Unter Beteiligung der hervorragendsten Völkerrechtsjuristen fast aller zivilisierten Staaten der Welt fand im Haag die Eröffnung der großen Rechtsangleichungskonferenz statt, auf der versucht werden soll, die Rechtsgebung der einzelnen Länder aneinander anzupassen.



Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's

Wahre Geschichte aus verflossener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.

(10. Fortsetzung.)

Die Forstleute der Umgegend merkten bald, daß jemand im Forste hause, der seine Sache wenigstens ebenso wie sie verstand und die zweite und noch ärgerliche Bemerkung ward ihnen zuteil, als sich allmählich die Spuren ergaben, daß dieser neu aufgetauchte Nimrod sich nicht ängstlich an die Grenzen seines Reviers hielt, was bei den Offizieren Klage erregte; indes von diesen teils nicht beachtet, teils auch auf möglichst friedliche Art ausgeglichen wurde.

„Lasse Er sich nicht auf fremdem Boden treffen, die Grünröcke haben Ihn höllisch auf dem Zuge, Stülpner!“ warnte der Hauptmann. Und in der Tat hatten die betreffenden Förster auch nicht das Vergnügen, ihn zu erwischen, der Kompagnieförster war viel zu vorsichtig. Eines Tages schlenderte Karl auch draußen im Forste umher. Da hörte er plötzlich in seiner Nähe einen Büchsen schuß. Wer konnte hier jagen? Er ging der Richtung nach und war nicht wenig erstaunt, zwei Männer ihm ihre Büchsen entgegenstrecken zu sehen. „Wage Dich nicht an uns, Mehlwurm!“ rief ihm einer von beiden zu. „Wir pulvern nicht um der Langeweile willen, unsere Kugeln machen stets ein Loch und zu schießen verstehen wir, könntest das mit Schreck erfahren.“

Stülpner blieb ruhig stehen und entgegnete: „Ja, Herzog, ich weiß schon, daß kein Gras mehr da wächst, wo Deine Kugel trifft. Und auch der Ignaz Dohauer legt nie vergebens die Büchse an.“

„Höllenelement, der Kerl kennt uns!“ riefen beide verwundert. „Wer bist Du denn, Weißtittel!“

„Was? Ihr wollt Raubschützen sein, die durch ein Brett sehen müssen, um keinen Fehlschuß zu tun und kennt Euren Kameraden Stülpner nicht mehr?“

„Stülpner! Höllenbrand! Du bist's?! Junge, wie geht Dir's? Wie siehst Du aus? Du bist doch nicht etwa...“

„Freilich bin ich, nach was ich aussehe — Grenadier. Das Grün ist bei mir weiß geworden; aber im Herzen bin ich noch ganz und gar grün. Das ist meine Grundfarbe, die ändert sich nicht, wenn ich auch eine rosenrote Jacke noch anziehen müßte über dieses Mehlwurms habit.“

„Zu uns her, Herzenskamerad und erzähle, welcher Satan Dir dieses doppelte Tuch auf den Leib gebracht hat, denn mit rechten Dingen kann das nicht zugegangen sein, von selber schlägt sich auch der dümmste Bauerntölpel nicht mit dem Stocke. Und Du erst mit Deiner Freiheitslust... beim Teufel, das muß eine niederträchtig interessante Geschichte sein.“

Herzog und der Ignaz Dohauer, der erstere ein Sachse, der andere ein Böhme, waren Freijäger wie Stülpner-Karl es bis zu dem Tage gewesen war, wo er nach Dresden ging, die böhmischen Wälder wußten von ihnen zu erzählen. Allmählich, weil es zu allen Zeiten Leute gibt, die mit den bestehenden Gesetzen nicht harmonieren und alle Ursache haben sich aus dem Staube zu machen, hatte sich eine Bande von zwölf Mann zusammengefunden, die ganz ungeniert auf die Freijagd ging und die Forstleute durch ihre Verwegenheit schier in Verzweiflung brachte. Sie hatte nicht nur ihre sicheren Verstecke, sondern auch ihre Fehler, die das geschossene Wild verkauften. Da Stülpner-Karl keinen Ausweg gesehen hatte, sich und die Mutter ehrlich durchzubringen, so hatte er mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht und brachte, wie wir wissen, den Erlös allwöchentlich seiner alten Mutter nach Hause. Jetzt fand er die alten Kameraden wieder, ganz unerwartet auf sächsischem Grund und Boden.

„s ist nicht mehr ganz richtig drüben, jenseits der Grenze,“ sagte der Dohauer erklärend... „dem Bliß muß man aus dem Wege gehen, sonst trifft er einen auf den Kopf, deswegen sind wir nach Sachsen übergetreten. Jetzt weißt's.“

Karl lebte ordentlich auf, wieder von der grünen Waldluft und dem freien Raubschützenleben zu hören, und ehe er

sich von den beiden trennte, war er mit ihnen auf's neue verbunden zur Freijagd, wie sie es nannten. Von nun an hatte sein Darben ein Ende, denn mittels seiner Geschicklichkeit im Schießen erlegte er ziemlich viele Stücke Wild und er hatte nur den einzigen Wunsch, auf kurze Zeit Urlaub zu erhalten, denn er wollte niemand sein verdientes Geld anvertrauen, um es seiner Mutter zu überbringen. Wie leicht hätte das Verdacht erwecken können! Bei Soldaten vermutete man alles, nur kein Geld, das er erübrigte, indem seine Löhnung zu gering war, um ein Ersparnis von mehreren Talern zuzulassen. Da die Offiziere ihm alle gewogen waren, so glückte es ihm, dann und wann auf zwei Tage nach Scharenstein gehen zu dürfen. Das war ihm eine große Vergünstigung, da er doch nur so kurze Zeit erst bei der Kompagnie eingetreten war. Welche freudige Ueberraschung für Mutter Stülpner, ihren Sohn so ganz unerwartet wiederzusehen, da sie darauf gar nicht gehofft, und als er ihr zehn blanke Spezies in die Hand drückte und sagte: „Da, Mutter, für Euch; hebt's Euch auf und sagt niemand etwas davon, die Leute brauchen nicht zu wissen, daß ich jetzt Geld erdiene,“ nahm das Erstaunen fast kein Ende.

„Womit denn, Karl?“ fragte die alte Frau.

„Womit? Bin jetzt Offiziersjäger, haben da ein Revier gepachtet, die Herren, und ich begeh'e es. Die Häute sind mein, nun die verkaufe ich, da gibt's Verdienst, könnt Ihr ja denken.“

Die Mutter fand nichts Arges darin und sagte, das Geld aufhebend: „Dir muß es der liebe Gott in Deinem Leben recht gut gehen lassen, denn Du bist ein rechtschaffener Sohn, der auch die arme Mutter nicht vergißt. Meinen Segen hast Du und ich schlafe keine Nacht ein, ohne für Dich zu beten und des Morgens tue ich dasselbe.“

In Scharenstein machte Stülpner-Karl ein außerordentliches Aufsehen. So einen schmutzen Grenadier hatten die Scharensteiner Leute noch nicht gesehen, „wie aus dem Ei geschält ist er,“ sagten sie wenn er durch's Dorf ging in seiner weißen Uniform, stolz wie ein Offizier und doch alle freundlich grüßte. Die Mädchen guckten ihm nach und flüsterten untereinander: „Aus dem wird noch einmal ein großer General oder sonst was Großes. Wie hübsch er ist, viel schöner als die andern Burschen im Dorfe.“

Der Schänker war fast des Todes, als Stülpner-Karl in die Schänkstube trat und Marie ihn erkennend, auf ihn zusprang und sich an seinen Hals hing. Mit einem derben Bauernfluche wäre der Mann gern dazwischen gefahren, aber mit Soldaten anbinden war immer eine mißliche Sache. Nicht allein, daß der Säbel zu fürchten war, sondern auch, und zwar vor allem anderen die Untersuchung, welche dann unbezweifelst folgte. Soldaten behielten stets recht, der Bauer war dann der Verlorene, dem es an den Kragen ging, oder besser gesagt, an den Geldbeutel.

„Das ist wohl der Stülpner-Karl?“ fragte der Schänker wie verwundert, indem er zugleich seine Tochter von diesem wegzog.

„Ich sage zu Euch nicht: „Das ist wohl der Schänkwirt Bartels?“, weil ich weiß, daß Ihr es seid, so gut Ihr wißt, daß ich der Stülpner-Karl bin,“ entgegnete der Grenadier. „Verstellt Euch nicht, Ihr habt mich recht gut erkannt. Daß Ihr zu Euerm dummen Wesen gegen mich noch die Heuchelei hinzu tut, läßt Euch schlechter als schlecht. Leute, wie Ihr, die auf nichts weiter pochen können, als daß sie eine vom Vater vererbte Wirtschaft besitzen, müssen sich wenigstens nicht dümmer stellen, als sie wirklich sind.“

„Karl, 's ist mein Vater,“ rief Marie... „vergiß das nicht.“

„Nein, nein, ich will's mit Nägeln in mein Gedächtnis heften, damit es mich allemal schmerzt, wenn ich es vergessen sollte. Wenn ich daran denke daß dieser Mann Dein Vater.

Marie, um die Spitzbüberei und Schurkentat des Gerichtshalters, mich der armen Mutter zu entreißen, wußte und sie in heimlicher Freude geschehen ließ, damit er nur den reichen Schwiegerjohn nicht verlor, so möchte ich ihn auf der Stelle... Karl hielt in seinem Zorn ein und ließ dann langsam die Hand vom Säbelgefaß gleiten... „gebt ein Glas Bittern, von Euch kann ich so keine Süßigkeit erwarten und mag sie auch nicht.“

Marie wendete alle Mühe an, ihn zu besänftigen und es gelang ihr auch insoweit, als Karl die Gegenwart des Schänkers nicht beachtete, der mit ärgerlich zusammengekniffenen Lippen im Schänkstand verweilte, um zuzusehen, was daraus noch werden würde; aber so sehr er gefürchtet hatte, der Stülpner-Karl beabsichtige, ihn in einen Spektakel mit ihm zu verwickeln, um dadurch ihm Böses und Verlust zuzufügen, wenn es zur Klage kam, so hatte er sich doch geirrt. Der Grenadier ging in Begleitung Mariens ruhig aus der Wirtsstube und draußen redete er noch lange mit dem Mädchen.

„Na, das hätte ich satt, bis an den Hals satt,“ grollte der Schänker im höchsten Unmuth vor sich hin... „das wäre mir ein Schwiegerjohn! Hätte wenig gefehlt und der Kommisbrotritter hätte an mir seine Plembe versucht. Nee, das Mädelsoll mir spätestens zum Herbst unter die Haube, da muß der Thumer sie nehmen. Ich will mir die Geschichte vom Halse schaffen, nachher kann der Schwiegerjohn sehen, wie er mit dem Ungetüm fertig wird, mich geht's dann nichts mehr an.“

Wohlweislich vermied der Schänker alle groben Auslassungen gegen seine Tochter, denn er traute ihr nicht recht, daß sie's dem Karl wieder sagte und dann wäre gewiß Spektakel geworden, denn jener hätte solche Gelegenheit sicher nicht ungenützt vorübergehen lassen. So ging's über zwei Monate, Stülpner kam fast alle vierzehn Tage auf einen Tag zu seiner Mutter nach Scharfstein und jedesmal dann auch in die Schänke. Die Marie war jetzt wie umgewandelt, sagte dem Vater gerade heraus, von dem Thumer möge sie nichts wissen, das könne er ihm in Gottes Namen stecken. Wenn der Gerichtshalter Bösenig den Mann so gerne verheiraten wolle, so solle er sich nur gleich selbst mit ihm trauen lassen. Vom Stülpner-Karl ließe sie nicht ab, Vater könne anfangen, was er wolle. So weit könne seine väterliche Macht nicht gehen, sie gegen ihren Willen zu einer Heirat zu zwingen.

„s ist gut, s ist gut, werden's wohl sehen, wie die Geschichte zu Ende geht,“ sagte der Schänker. „Für so albern wird mich doch kein Mensch halten, daß ich mein Kind mit Hab und Gut einem Nichtsnutz von Soldaten an den Hals werfe, der nicht einen roten Groschen in der Tasche hat.“

Da kam er aber bei Marien schön an, die sagte ihm, daß der Karl nicht bloß Groschen, sondern eine Menge Taler jetzt verdiene, weil er Offiziersjäger sei und die Häute von dem geschossenen Wild für sich verkaufen könne. Der Vater horchte auf, äußerte aber nichts dagegen, aber dem Gerichtshalter steckte er es, als dieser ein paar Tage später zum Gerichtstag nach Scharfstein kam.

„Eine Menge Taler?“ fragte dieser würdige Mann des Rechtes, das er zuweilen ein wenig links drehete, wenn es ihm nämlich so besser paßte... „hat Er recht gehört, Bartels?“ — Der beteuerte es. — „hm, das ist sonderbar... ich möchte sagen verdächtig... denn... ich will nicht sagen, daß die Herren Offiziere nicht gern Wildpret essen, behüte, aber daß sie so splendid die Häute von dem geschossenen Wild an einen Grenadier so hinwerfen... und die Wildhäute sind bei uns eben nicht so gering im Preise... nun, muß darüber doch Erkundigung einziehen... scheint mir kurios, sehr kurios. 's wär ein Spaß, wenn wir den Burschen auf einer falschen Fährte entdeckten, he? Da wären wir ihn für immer los.“ Der edle Gerichtshalter machte bei den Worten „falsche Fährte“ eine gewisse verdächtige Bewegung mit seinen zu diesem Zwecke gleich Raubvogelkrallen krümmgebogenen Fingern der rechten Hand. „Das meinen der Herr Gerichtshalter?“ fragte Bartels. Jener nickte ein Ja und fügte hinzu: „Best, das wäre ein teuflisch schön Spaß? Na, wollen sehen, ob wir dahinter kommen.“

Für diesmal tat der Herr Gerichtshalter jedoch einen Fehl-

schuß. So klug er es auch durch seine guten Freunde in Chemnitz, die in Gesellschaft mit den Offizieren der daselbst liegenden Grenadier-Kompagnie zu kommen pflegten, anfang, so ergab sich doch gegen den Stülpner-Karl, den die Herren scherzweise ihren Kompagnieförster nannten, durchaus nicht einmal ein Verdacht. „Das ist ein grundehrlicher Bursche,“ sagte sein Hauptmann, Freiherr von Gundermann, von ihm.

„Ungezählt oder gezählt kann man Geld auf dem Tische liegen lassen, er rührt kein Stück davon an.“

Vor solchem Lob verstummte natürlich jede weitere Anfrage, ob der Stülpner nicht etwa lange Finger mache? Die Offiziere vermuteten indes recht gut, wo hinaus diese Frageversuche zielten, der Stülpner schoß sich unter der Hand sein Stück Wild mit, um auch einen kleinen Profit zu haben. So lange keine direkte Anklage kam, ging sie das nichts an. Karl blieb nach wie vor ihr Kompagnieförster und trieb sein „stilles“ Handwerk fort, aber so schlau, daß keiner der Forstbeamten irgend eine Tatsache ihm zur Last legen konnte. Er war besser wie sie in ihren eigenen Revieren zu Hause. Natürlich mußte er geheime Freunde haben, die ihm das erlegte Wild abkauften und deren gab es genug, denn der Handel damit war einträglich. Indes ein unglücklicher Zufall wollte es, daß dem Gerichtshalter Bösenig ein solcher Fehler in die Hand fiel und auf alle Art von ihm gedrängt, endlich ein Bekenntnis ablegte, wonach Stülpner als in Verbindung mit andern Raubschützen stehend, bezeichnet wurde.

Was konnte dem Gerichtshalter erwünschter kommen, als diese Kenntnis. Sogleich begab er sich nach Chemnitz mit dieser Meldung, die noch dadurch bedeutend erschwert wurde, daß, um sich zu retten, der im Thumer Gefängnis Sitzende ausgefragt hatte, der Stülpner sei auch bei anderen Verbrechen beteiligt. Der Hauptmann war wütend. Die Schande, die die Kompagnie durch letztere Beschuldigung erlitt, steigerte seinen Zorn gegen den Gerichtshalter selbst.

„Herr,“ sagte er ihm auf dem Kopf zu... „das ist 'ne verfluchte Lüge. Es kann sein, daß der Stülpner zuweilen für sich selbst durch's Revier anderer gepürscht hat, die Jäger haben ja immer drei Teufel im Leibe, wenn sie auf frische Fährte kommen... das will ich zugeben und sage auch, das ist eine schwere Schuld, die sich der Kerl da aufgeladen hat; aber ein Einbrecher, ein Dieb, der anderer Eigentum stiehlt, ist er nicht, und wenn Er, Herr, und sein Hallunke von Spitzbube das tausendmal bezeugen, so sage ich, ich, der Hauptmann von Gundermann, das ist eine Lüge.“

Der Gerichtshalter erwiderte lächelnd: „Tut mir sehr leid, daß des Herrn Hauptmanns Gnaden durch die Heuchelei dieses verschmitzten Burschen so sehr für ihn eingenommen sind, aber meine Pflicht gebietet mir, Hochdenselben zur schleunigen Arretur des Stülpners aufzufordern, widrigenfalls ich mich genötigt sehen würde, mich an eine höhere Behörde zu wenden, um dem Rechte seinen freien Lauf zu verschaffen.“

„Vermaledeiter Federtrager!“ brummte der Hauptmann in den Bart und sich zum Gerichtshalter wendend, fuhr er fort: „Dem Herrn scheint es zu belieben, mir zu drohen? Enthaltet sich der Herr dessen... verstanden? Ich bin kein guter Gast, wenn ich gereizt werde. Denkt der Herr etwa, ich kenne meine Pflicht nicht, daß er von „höheren Behörden“ schwacht? Von selber versteht es sich, daß ich den Stülpner festnehmen lasse, schon wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigung, der Wilddieberei. Daran braucht der Herr mich nicht zu erinnern. Ich sage Ihm nur, Herr, daß der Kerl keine anderen und schlechten Streiche gemacht hat. Damit holla! Ordonnanz! Der Stülpner soll kommen.“

Der Gerichtshalter bemerkte mit vielem Mißvergnügen, daß dieser Hauptmann von Kapernaum viel lieber ihn selber, als besagten wildernden Grenadier in's Loch hätte stecken lassen und fand es daher für ratsam, ihn nicht weiter aufzubringen. Die Ordonnanz meldete, Stülpner sei auf zweitägigen Urlaub nach Scharfstein zu seiner Mutter, der Herr Oberleutnant... Gungwitz hätte ihm denselben heute morgen erteilt.

(Fortsetzung folgt.)

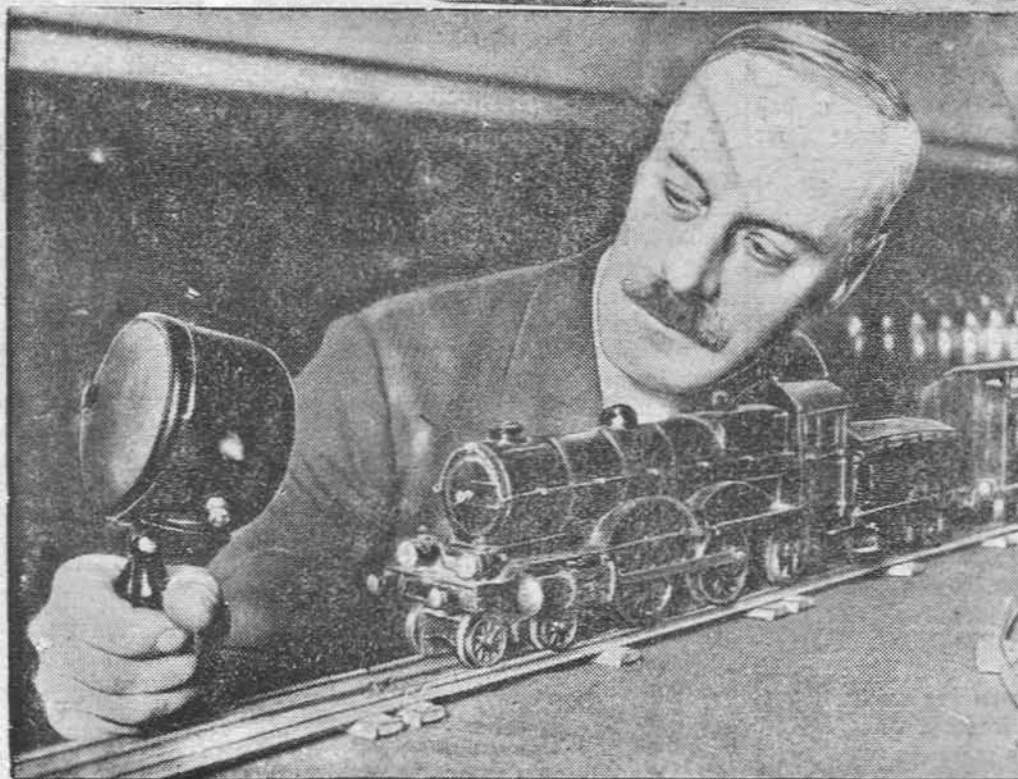


Hier wird die größte Bogenbrücke der Welt gebaut.

Die Arbeiten an der großen Brücke über den Hafen von Sydney schreiten rüstig vorwärts. Die Brücke, die sich in einem einzigen Bogen wölbt, wird die größte ihrer Art sein, gleichzeitig aber auch infolge der hohen Löhne Australiens die teuerste der Welt. Bis zu 20 Mark mußte bei den schwierigen Montagetagearbeiten als Stundenlohn gezahlt werden.

Traktor für Rettungsboote.

An der steinigen englischen Ostküste, die wegen ihrer schweren Stürme berüchtigt ist, sind jetzt verschiedene Rettungsstationen mit Traktoren ausgerüstet worden, um die schweren Boote zum Strand hinunter- und wieder heraufzuschaffen.



Licht bremst Lokomotive

Dem Major Raymond Phillips, einem früheren Mitglied der interalliierten Kontrollkommission in Deutschland, gelang es, das Problem der automatischen Zugbremsung durch Lichtstrahlen um einen entscheidenden Schritt vorwärtszubringen. Eine rötlich strahlende Lampe, die von der Blockstation eingeschaltet werden kann, wirkt auf eine lichtempfindliche Zelle, die an der Lokomotive angebracht ist und durch die Lichtbeeinflussung einen elektrischen Stromkreis einschaltet, der seinerseits wieder automatisch — ohne Zutun des Lokomotivführers — die Bremsen in Bewegung setzt. Unser Bild zeigt den Erfinder mit der Bremslampe, deren Strahlen einen fahrenden Modellzug zum Stehen bringen.